

1915
2. Jahrg.

August
Heft 8

Frankenland

Illustrierte Monatschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk,
Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.

Druck und Verlag: A. Triftsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel M. 6.80 jährlich, M. 1.70 vierjährlich. Direkt
vom Verlag unter Kreuzband M. 8.— jährlich. — Einzelnummern 75 Pf.
nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pf. für Porto.

Nachdruck unserer sämtlichen Originalartikel, auch auszugsweise, nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion gestattet

Eine Geisterstimme zum Weltkrieg.

Das Vermächtnis eines vergessenen Dichters.

Von Dr. Wilhelm Greiner.

II.



rfüllte Weissagungen. So rein die Empfindungen unseres Dichters für alles menschliche Leid, so erhaben seine Gedanken über die tiefsten Fragen des Seelenlebens sind, so klar und scharf ist sein Auge für die bewegten Verhältnisse seiner Zeit, und mit wahrhaft hellseherischem Blick vermag er die Schicksalsfragen des deutschen Volkes zu beurteilen. Zwei merkwürdige Beispiele dafür finden sich in seinen Schriften aus den Jahren, als Napoleons Stern nach dem furchtbaren Entzehen des russischen Feldzuges zu erblichen begann. Er liebte es, in der Sylvesternacht Betrachtungen über das Schicksal des kommenden Jahres anzustellen, die er gern in die Form eines Traumes oder einer Vision kleidete. Denn nichts kommt ihm besonders in ernsten, schweren Zeiten unwürdiger vor, als die Sterbenacht des alten und die Geburtsnacht des neuen Jahres durch ein zerstreuendes Lustgetümmel und durch das eitle Flittergold höflicher Wunschgaukeleien zu entweihen. In die Einsamkeit soll sich der Mensch in dieser Nacht besonders in Kriegszeiten zurückziehen und den furchtbaren Gang der Zeit bedenken. Nicht ängstlich soll er aber an den Sturm des Weltgeschehens denken, sondern in rechter und tapferer Gesinnung sich freuen, in einer folgenreichen Zeit zu leben und mithelfen zu können durch Handeln oder Leiden. Nicht nach seinen eigenen Wunden soll er die Zukunft beurteilen, denn wenn die Erde hebt und die Geschicke der Völker entschieden werden, kann der Ölbaum des Friedens seine Wurzeln nicht in einem kleinen Garten, sondern nur auf dem ganzen Erdball schlagen. Aber über alle Flutungen der Erde schaut die Zukunft vom Himmel mit Millionen

von Sonnenaugen herab, und wer sich sinnend in den geheimnisvollen Glanz der Sternenwelt versiert, dem ist es, als dränge die Außenwelt in die halb offene Innenwelt ein und spiegele sich verschleiert in ihr wieder. Da erscheint denn dem Dichter in der ersten Nacht des schicksalshohen Jahres 1813 ein wundersamer Traum: die Sternbilder treten in sichtbarer Gestalt aus dem finsterblauen Himmel hervor, und Mars, der Stern des Krieges, leuchtet als Gebieter der kommenden Tage, aber das Bild des Herkules erscheint von Morgen und seine Sterne werden zu Riesen. Mächtig klingt seine Stimme mit den Sphären tönen des Himmels zusammen und ruft die Söhne der Erde auf zum Kampf gegen die donnernden Wetterwolken der Zeit. Ein Sternbild nach dem andern geht auf, und alle sprechen sie in tieffinnigen Worten von Hoffnung und Segen für die Zukunft. So groß das drohende Weltschicksal sich aufbäumt: es wird den Unverzagten so wenig erschlagen wie die haushohen Wellen des Meeres den Beobachter am Ufer. Wohl ist das kommende Jahr noch verhüllt mit einer geheimnisvollen Decke, aber „wer zweifelt, ver zweifelt; Angst verkündigt den gezeichneten Donner-schlag über dem Haupte. Wer hofft, hat schon gesiegt und siegt weiter.“ — Eine Weile verfinstert sich dann der Himmel völlig, und nur der Kriegsstern leuchtet zornrot weiter. Bald aber ist es, als drehe sich der Mond und zeige seine erdabgewandte, niegeschaute Hälfte. Diese aber blüht und glänzt wie eine herrliche Frühlings- und Friedenswelt, in der die Freuden weinen, weil sie zu groß, und die Schmerzen lächeln, weil sie zu klein sind. Herkules tritt als Sieger und König mit dem überwundenen Kriegsstern auf der Brust hervor, ein Morgenrot glüht auf am Rande des Mondes, ein zweites am Rande der Erde, die Sonne strahlt zwischen beiden auf, die Decke über der Zukunft des Jahres zer-reißt; — und voll feliger Hoffnung sieht der Dichter in die kommende Zeit hinein. „Der Himmel gab mir, wie durch Zeichen schönere Auslegungen der Erde, und ich wunderte mich, daß die Menschen so leicht die Hoffnung vergessen und die unsichtbare Seite des Mondes und Gott.“

Das große Befreiungsjahr 1813 brach an, und des Dichters Traum ward herrlich erfüllt! —

Ein anderes Traumgesicht von viel dunkleren Farben erscheint in der weihevollen Nacht des 18. Oktobers 1814, als zum ersten Male auf Deutschlands Bergen die Freudenfeuer der Erinnerung an die Leipziger Schlacht entzündet wurden. Ein edler, deutscher Jüngling, der als Student für die Befreiung des Vaterlandes die Waffen ergriffen und auf allen Schlachtfeldern von Großgörschen bis Paris geblutet hatte, weil jede Narbe ihn zu neuen Wunden trieb, war schwer verwundet heimgekehrt, nachdem der große Korse nach Elba verbannt war. Eine herrliche, mitfühlende Geliebte war die Seine geworden, und am Abend des 18. Oktober steigt er mühsam mit ihr auf einen Hügel vor seiner Vaterstadt. Er lebt in einem deutschen Kleinstaat, dessen armelige Regierung noch immer in erbärmlicher Furcht vor zu freien Regungen des Volksgeistes jede Feier für den ersten Jahrestag der Völkerschlacht verboten hat. So will er denn wenigstens auf den Bergen der Nachbarländer die Flammen der Freiheit lodern sehen. Die

Geliebte bittet den Ermüdeten, beim Schimmer der untergehenden Sonne unter einer schattenden Fichte auf weicher Moosbank sich einem erquickenden Schlummer hinzugeben, sie will ihn dann zur rechten Stunde erwecken und ihm den leuchtenden Kreis der Feuer auf den Bergen mit einem Male zeigen. Kaum ist der junge Krieger eingeschlummert, da erfaßt ihn ein Traum voll Schauder und Entsetzen: der böse Genius der Zeit hatte sich von der Kette, an die er in Elba gefesselt lag, losgerissen und stand wieder mitten in Deutschland voll grimmer Zorneswut. Fürsten fesselte er wieder wie einst, und die Völker trieb er erbarmungslos wieder vor sich her in's Verderben. Lachend und spöttend ergriffen die Franzosen wieder Besitz von deutschen Städten und Ländern, das traurige Gesindel der Schmeichler, Spione und Vaterlandsverräter kam wieder aus allen Höhlen hervor. Da sieht er die alten Waffengefährten und ruft ihnen zu: „Wo ist Hilfe, wenn Deutschland verloren ist?“ „Droben!“ ruft einer, — und siehe, da sieht er seltsame Luftschiffe ziehen, und es gelingt ihm wunderbarer Weise in eines von ihnen zu gelangen, sodß er das Vaterland wie in Kometenhelle unter sich ausgebreitet sieht. Das ganze Elend der Franzosenherrschaft entfaltet sich da wieder vor seinem Auge; und verschleiert wie ein Gespenst sieht der Kaiser des Grauens aus Elba im offenen Tempel auf dem Throne, und deutsche Fürsten und Völker kommen huldigend zu seiner Krönung gezogen. Plötzlich erscheinen geisterhaft neben ihm die Gesichter der alten Peiniger von Hamburg und Bremen in den Wolken und rufen ihm hohnlachend zu, jetzt werde der große Kaiser die Milde fahren lassen, und alle Leiden und Schmerzen sollten sich auf Deutschlands Städte ergießen. — Da brüllen Löwen in einem Käfig unten im Tal; er erwacht und hält das Löwengebrüll noch für fernen Kanonendonner und die unterdessen entflammt Feuer auf den Bergen für die Zackenkrone eines Riesengeistes und Höllengottes, die er an die Oberfläche hebt; aber sanft löst die Geliebte die Bande des Traumes von seinen Sinnen, er erkennt in tiefstem Glücksgefühl die herrliche Gegenwart, nur die Narbe des Traumes schmerzt ihn noch ein wenig. „In dieser Nacht, sagte die Geliebte, ist ja Deutschland ein einziger Tempel voll Altäre und Altarlichter, — in dieser Nacht weinen ja alle Deutschen nur vor Freude, und auf allen Bergen wird gebetet. Wachst du noch nicht?“

Jetzo kniete er nieder, um in den Heiligen Schein des deutschen Volkes mit Andacht zu schauen, und hob mit seinen Händen zugleich die Hände der Geliebten zum Beten und Schwören empor, ohne es ihr zu sagen, was er betete und was er schwur; denn ihr Herz schlug und strömte ohnehin in seinem.

Als dann richtete er sich an ihr auf und sagte: „Ja, Geliebte, diese Feuer werden einmal wie Feuersäulen vor unseren Heeren ziehen, und die neuen Siege sind nun leichter geworden, aber der Traum tut mir noch weh.“

Jetzo hörte er aus der Ferne das Posthorn tönen, und die Löwen brüllten, und er sah den wachsenden Mond an der Erde glänzend zwischen den Feuerbergen stehen; — da schlug sein Herz so gesund wie in einer Schlacht, und der ganze Traum war vorüber.“

Im Herbst 1814 hat Jean Paul dies Traumbild gezeichnet; — das Jahr 1815 kam, und der böse Genius der Zeit riss sich wirklich von seiner Kette in Elba los. Wohl mochte auch in tapferen deutschen Herzen die bange Sorge auffsteigen, ob die grauenhaften Seiten der Schmach und Erniedrigung wiederkehren würden. Aber es blieb, Gott Lob, ein düsterer Traum, die Feuersäulen der Leipziger Schlacht leuchteten den Heeren Blüchers voraus, und bei Waterloo brach das letzte Aufgebot der korsischen Gottesgeißel zusammen, ehe es Deutschlands Grenzen erreichte!

Leuchten die Feuersäulen der Leipziger Schlacht nicht auch heute wie flammande Siegesfahnen vor unseren Heeren? Und wie seltsam, daß der träumende Heldenjüngling Luftschiffe hoch am Firmament zur Rettung daherziehen sieht? Eigenartig klingt diese dämmernde, geheimnisvolle Ahnung der spätesten Zukunft zusammen mit einem andern Ausspruch unseres Dichters: Die Franzosen besitzen das Land, die Engländer das Meer, — wir die Luft über beiden!

III.



uftkrieg. Dieses Interesse Jean Pauls für die Luftschiffahrt ist nicht nur gelegentlich und hat nicht nur den Wert eines Symbols, vielmehr interessierte er sich augenscheinlich für die damals noch völlig problematischen Unternehmungen, obwohl schon früher, als man gemeinhin annimmt, Luftballons auch zu militärischen Aufklärungszwecken benutzt worden sind, zum ersten Mal am 26. Juni 1794 in der Schlacht bei Fleurus. Ofters finden sich bei unserem Dichter längere Ausführungen über die vielbewunderten Fahrten der Mongolfieren; sollte man's aber glauben, daß er schon im Jahre 1801 ein ganzes Buch schrieb, in dem die phantastische Romantik und erhabene Schönheit des Luftreisens ebenso farbensprühend, reich und vielgestaltig zum Ausdruck kommt wie das entsetzliche Grauen einer vernichtenden Katastrophe. Der Held in „des Luftschiffers Giannozzo Seebuch“ ist ein kühner Reisender, der vom Leipziger Peterstor aus aufsteigt, um die schönsten deutschen Länder zu bereisen, und auf dem gespenstisch düsteren Brocken eine Weile Rast macht, dann hinunterfahrt über den Alpenwall ins blühende und schimmernde Land Italia. Aber er hat auf seiner Reise auch kriegerische Erlebnisse auszustehen. So gelangt er zum Beispiel in den Bereich einer Festung, und sogleich wird die ganze Besatzung alarmiert, um gegen ihn vorzugehen. Er verhandelt mit dem Kommandanten, der ihn durch ein Sprachrohr anruft, durch herabgeworfene Zettel und fürchtet sich vor dem gesamten Geschütz und den emporstarrenden Gewehrläufen nicht, droht vielmehr, die ganze Festung mit dreifündigen Handgranaten zu beschießen, die er scherhaft „Wachteln“ nennt. Die ganze Szene ist leicht ironisch gehalten, und es kommt schließlich zu keinem Kampfe. Aber kurz vor seinem schrecklichen Ende kommt der kühne Luftschiffer in ein furchtbare kriegerisches Abenteuer hinein: er fährt von den Alpen her auf der Rückfahrt von Italien über das grüne, sonnenbeglänzte Schwaben-

land, die Weinberge grüßen, der Neckar glänzt, — alles um ihn ist hell und klar, aber ihn erfassen bange Ahnungen, denn in der letzten Nacht hat er geträumt, ein schwarzer Hahn stehe auf ihm und kratze an seiner blutigen Brust, um sich sein Herz herauszuscharrten; sein Wind- und Wetterhörnlein schrie und tönte von selbst dazu und glühte wie von feurigem Atem. Schon sieht er das Straßburger Münster aufragen und den Turm, der ihm wie der ausgestreckte Beigesfinger des Todes vorkommt. Er hört von Ferne Donner rollen und meint, ein Gewitter werde sich um ihn entladen; — aber siehe, es ist Kanonendonner, und in der blutgetränkten Rheinebene wogt die furchtbare Entscheidung des Völkerschicksals. „Der Donner rollt immer lauter und voller heran, und doch stehen die weißen Wettergebirge noch so niedrig am Himmel. — O Teufel, er kommt aus einer Schlacht! — Soldatenhaufen sprengen über Hügel, — Landleute rennen, — ein Dorf brennt als Wachtfeuer, — in einem Garten seh' ich tote Pferde, und ein Kind trägt einen abgerissenen Arm fort.“

Nun seh' ich die Ebene und die Rauchklumpen, die die brennende Hölle aufstiebt. Wie mich hineingelüstet! Mein Wind läuft gerade über das dunkle, breite Sterbebette der Völker; und da will ich mich in den entzündeten Schwaden senken und mitschäumen wie der elende Mensch. — Ich höre nur die dumpfen Axtschläge, womit der Tod sein Schlachtvieh trifft, aber noch keine Stimme. — Ringsum im Blauen liegen die Gewitter des Himmels ruhig an der Erde und schauen gerüstet zu, bis sie aufstehen und auch in die Schlacht ziehen. — — — O, wie hoch ist seit zwei Minuten der Jammer gewachsen.

Entsetzlich! — — —

Ein Windstoß warf mich plötzlich mitten über die wolkige Brandstätte voll Waffenglanz; ich riss die Lufthähne auf und vergrub mich in den Dampf, worin nur das Basiliskenauge des Todes seine heißen Silberblicke auf- und zutat. — Ich war nicht nahe und tief genug am Blinken der Bajonette — am Feuerregen des Geschützes — am Blutregen auf der Erde, an den Stimmen der Pein — an der weißen Gestalt des Verblutens. — Nur die sanfte Musik, die Heroldin des Seufzers aus Liebe und der Träne aus Freude mußte unten im Jammer sprechen wie ein Hohn, und die Heerpauke der Kartäunen schlug mit Erdstößen in die weichen, guten Töne, und die Trommelwirbel des kleinen Geschützes gingen fort. — O Gott! — Der Schmerz ging drunten auf und ab und trat unsere Gesichter mit Füßen und begrub den Toten nur unter Sterbende, — mein Herz dröhnte, — da hört' ich das Wiehern der guten, unschuldigen Pferde. — Jetzt wurd' auch ich von der Wut gepackt, — denn ich bin ja auch einer von denen da drunten, — und schleuderte grimmig und gerade alle Geschosse, die ich hatte, auf die ringende, vom Erdbeben eines bösen Geistes zum Kampf-Wahnfinn untereinander geschüttelte Masse. — — Möge ich nur kein unschuldiges Pferd getroffen haben! —

Da hob mich der Gewichtsverlust plötzlich ins hohe Blaue hinauf.

Wie glänzte die Sonne in ihrem stillen Himmel so ruhig und kalt über der schwülen irdischen Hölle, als wären die Kriegsfeuer der Menschen nur franke,

fliegende Funken vor ihrem großen Auge." — — Eine Weile genießt er nach all diesem Grauen voll Entzücken das sonnbeglänzte Landschaftsbild zu seinen Füßen, vom glitzernden Rhein über die tausend ragenden Alpengipfel bis zu den himmelhohen Gletschern des Mont Blanc. Aber jetzt erhebt sich plötzlich eine neue Schlacht voll grausiger Schönheit und Erhabenheit um ihn, der Kampf der Elemente in der Luft. Ein furchtbares Gewitter türrt sich um ihn auf, und er erkennt, daß er mit dem im Schlachtgewühl beschädigten Luftschiff ihm nicht entrinnen kann, — sein gräßlicher Traum soll Wahrheit werden.

„Jetzt trägt mich ein Windstoß ganz nahe vor die göttliche Glanzwelt. Aber schon arbeiten die Wolken lauter als der Strom, die schwarze Wolkenschlange hinter mir ringelt sich auseinander und zischt und schillert schon neben mir im Osten. — Der Sonnenwagen geht schon tief im Erdenstaube. Wie fliegen die Goldadler der Flammen überall: um die Sonne, um die Eiskuppeln, um den zerknirschten Rhein und um die giftige Wolke, und ruhen mit aufgeschlagenen Flügeln an den grünen Alpen aus. — Ich glaube, ich soll heute sterben; das große Gewitter wird mich fassen. So sterb' ich gern, Verhüllter über mir; vor dem Angesicht der Berge und des gewölbten Blaues weicht gern mein Geist aus der beklemmenden Hülle und fliegt in den weiten, freien Tempel. Ich drücke die sonnenrote Stunde und die gebirgige Welt noch einmal ans brausende Herz, und dann zerbrech es, woran es will!

O, wie schön! Im Morgen rauschen Donner und Fluten, und auf ihnen hängt statt des Regenbogens ein großes, stilles Farbenrad, ein flammiger Ring der Ewigkeit aus Juwelen. — Die warme, sanfte Sonne glimmt nicht weit von den Gewitterzacken. — Noch sonnen die goldgrünen Alpen ihre Brust, und herrlich arbeiten die Lichter und Nächte in den aufeinander geworfenen Welten der Schweiz durcheinander; Städte sind unter Wolken, Gletscher voll Glut, Abgründe voll Dampf, Wälder finster; und Blitze, Abendstrahlen, Schnee, Tropfen, Wolken, Regenbogen bewohnen zugleich den unendlichen Kreis.

Jetzt gähnet ein Wolkenrachen vor der Sonne; noch seh' ich einen Sennhirten mit dem Alphorn, dessen Töne nicht herüberreichen, am purpurnen Abhang unter weißen Kindern, und ein Hirtenknabe trinkt an seiner Ziege den Abendtrank. — Wie lebt Ihr still im Sturme des Seins! — O, die schwarze Wolke frisst an der Sonne! — Das erhabene Land wird ein Kirchhof von Riesengräbern, und nur die weißen, hohen Epitaphien der Gletscher glänzen noch durch. — —

Ich bin geschieden von der Welt, — die unendliche Wetterwolke überdeckt die Schweiz und alles. — Unter dem schwarzen Leinentuch regnet es laut unten auf der Erde. — Es blitzt lange nicht und zögert furchterlich, — Sterne quellen oben heraus, und mir ist, als schwämmen ihre matten Spiegelbilder als silberne Flocken auf dem düsteren Grund. — Ha, — der Wind kehrt um und treibt mich mitten über die stumme gefüllte Mine, deren Lunte schon glimmt. Wie düster! Ach, unter der Wolke werden noch Bergspitzen im sanften, goldenen Abendscheine stehen.

Kein Blitz, nur Schwüle! — Aber ich merke, die Wolke zieht mich zu sich. Ach! — Jetzt wölbt sich auf einmal zusehends ein zweites Gewitter über mir; beide schlagen dann gegen einander, und eines greift mich, jetzt versteh ich's! —

Bis auf die letzte Schlagminute schreib' ich; vielleicht wird mein Buch nicht zerschmettert.

Nun geraten schon die Enden der Gewitter aneinander und schlagen sich.

— Wie höllenschwül! — Oho! — jetzt röhrt es meinen Charonsnachen in den brennenden Qualm hinab! — Ich sehe nicht mehr. — Was ist das Leben, — die feigen hockenden Menschen drunter singen jetzt gewiß zu Gott, und die Erbärmlichen werden gewiß jeden vermahnen bei meinem Leichnam. — Wie es hinauf und hinab schlägt, — — Himmel, der heutige Tag hat ja mich und mein Herz klar geträumt; er soll auch ganz wahr werden, und ich will jetzt mit meinem Hörnchen mutig ins Wetter blasen wie ihr Mozart drunter im Don Juan, und den Heuchlern auf dem Boden den Anbruch des jüngsten Tages weismachen — —

Ein schmetternder Schlag! Am Rheinfall zu Schaffhausen fliegt die zer-schlitzte Kugel, die Gondel und der kühne Pilot zur Erde. „Sein rechter Arm und sein Mund waren weggerissen, das Horn zum Teil geschmolzen, seine lang-hängenden Augenbrauen auf den hohen Augenknochen kahl weggebrannt und sein Gesicht sehr zornig verzogen; alles andere aber unversehrt.“ —

Wer fühlt hier nicht die erhabenen Schauer von Schönheit und Grauen, die übermenschliche Kraft, die fiebrnde Gespanntheit und den alles überwindenden majestätischen Todesmut, der in den Herzen unserer Luftpiloten flammen mag, wenn sie vor den schimmernden Schnee- und Gletscherwänden der Alpen über den Feuerschlünden Belforts kreisen und das Völkerringen unter sich wie einen wimmelnden Ameisenhaufen erblicken, oder wenn sie im nächtlichen Höllenspiel der entfesselten Elemente über den stürzenden Wellen des Meeres nach den unpanzerten Häfen des Feindes vorstoßen?

